

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

246 (21.10.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 81

...wird vor der Verwendung der Spielwaren gewarnt, da sie als Kinderpielzeug, nach ärztlichem Gutachten, Gefahren für die menschliche Gesundheit hervorzurufen geeignet sind.

Allerlei.

Quarz, der physikalische Universalstoff! Noch vor einigen Jahrzehnten war die Anwendung von Quarz in Technik und Wissenschaft ganz beschränkt. Seitdem man jedoch die besonderen physikalischen Eigentümlichkeiten dieses Stoffes erkannt hat, findet er überall steigende Verwendung. Quarz hat die Eigenschaft, die blauen und ultravioletten Strahlen besonders gut hindurchzulassen. Man verwendet es daher mit besonderem Vorteil für die Aronschen Quecksilberlampen, die ja im wesentlichen violettes und ultraviolettes Licht ausstrahlen. Seitdem man nun viel mit violetten und ultravioletten Strahlen arbeitet, benutzt man auch Brillengläser, Prismen, Linien und Gefäße aus Quarz. Die Härte und die geringe Ausdehnung dieses Stoffes bei Temperaturwechseln machen ihn aber auch noch zu anderen Dingen geeignet. Man hat neuerdings einen Maßstab für feinste Messungen aus Quarz hergestellt. Er besteht aus einer Quarzglasröhre, die an den geschliffenen Enden stark platinisiert ist. Mit einem feinen Diamanten sind darauf ganz feine Striche eingegraben, die von unten beleuchtet hell auf dunklem Grunde erscheinen und genau beobachtet werden können. Sogar eine ganze Waage hat man kürzlich aus Quarz hergestellt, als es sich darum handelte, allerfeinste Wägungen zur Herstellung von Normalmaßen für Radium herzustellen. Es handelte sich allerdings nicht darum, Gewicht und Fund zu wiegen, sondern so feine Wägungen auszuführen, wie sie überhaupt noch nicht vorgenommen worden sind. Die Mikrowaage gestattete, noch Hunderttausendstel eines Milligramms zu wiegen! Was das heißt, mag man sich an einem Beispiel klar machen. Ein Quarzfädchen von einem Zehntel Millimeter Durchmesser — das ist doppelt so stark wie ein dickes Menschenhaar — darf nur fünf Millimeter lang sein, wenn es ein Zehntel Milligramm wiegen soll. Und die Mikrowaage erlaubt noch, auf den zehntausendsten Teil davon zu wägen! Solche Waage muß natürlich gegen die feinsten Staubfäden gesichert sein, und ist deshalb in ein luftdichtes Gehäuse eingeschlossen. Man kann sich keine Vorstellung davon machen, welches Maß von Geschicklichkeit und Geduld erforderlich ist, um mit dem Instrument eine Wägung auszuführen. Quarz hat allerdings den Nachteil hohen Preises und großer Zerbrechlichkeit. Aber es hat vor Glas dabei den großen Vorzug, reiflos wieder eingeschmolzen werden zu können und dabei doch verwendbar zu bleiben.

Karren mit rasierten Schnauzen. Der Gouverneur von Parigyn hatte unlängst, wie die Genossenschaft deutscher Bühnengedächtniger in ihrem Publikationsorgan berichtet, einen Ukas erlassen, der vom Theater handelte und der den Schauspielern Vorschriften machte, wann und wie sie zu spielen hätten. Merkwürdigerweise vermied der famose Gouverneur es, in seinem Erlass die Künstler mit dem ihnen zukommenden Titel Schauspieler anzudeuten oder zu bezeichnen, sondern er wählte die einzig dastehende Benennung „Karren mit rasierten Schnauzen“. Darüber entstand eine große Empörung unter den Schauspielern, die mit Recht forderten, daß der Gouverneur sie anständig behandle, selbst wenn er vor ihrem Stand die größte Verachtung habe. Ein Schauspieler erklärte in einer Versammlung, daß man wohl auch Gouverneuren gegenüber die größte Verachtung habe, daß aber jeder Mensch zu höflich sein würde, die Gouverneure etwa mit dem sie vielleicht näher charakterisierenden Titel „frecher Trunkenbold“ zu bezeichnen. Die Schauspieler kamen überein, die Vorschriften des Gouverneurs vollständig unbeachtet zu lassen, da sie offensichtlich nicht für sie bestimmt waren. Der Gouverneur erließ darauf Strafbefehle wegen Nichtbeachtung einer polizeilichen Vorschrift. Die Schauspieler bezahlten die Strafgebühren und erhoben Klage gegen den Gouverneur, nachdem sie aus seinem Machtbereich nach Petersburg geflüchtet waren. Vor kurzer Zeit fand nun der merkwürdige Prozeß statt, in dem das Gericht entscheiden sollte, ob die Schauspieler verpflichtet seien, unter der Bezeichnung „Karren mit rasierten Schnauzen“ sich selbst zu verstehen, oder ob der Erlass des Gouverneurs gegen einen bisher ungelakten Stand und Erwerbsteig gerichtete sei. Der Gouverneur wies in der Verhandlung darauf hin, daß er diese Bezeichnung einer Rede des Hieromonach Elodor, eines Mannes von größter Weisheit und Bekanntheit, entnommen und für sehr passend gefunden habe. Das Gericht war freilich entgegengelegter Ansicht und sprach die Schauspieler frei. Ja, es erkannte ihnen

...jogar eine größere Summe als Erloß für den Schwadon zu, der ihnen durch den unbedachten Angriff des Gouverneurs entstanden war. Jetzt erheben die Schauspieler gegen den Gouverneur noch eine Beleidigungsklage.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)
„Erlebnisse eines Weltenbummlers“. Es ist ein eigenartiges Buch, erfrischend für Jung und Alt, ein Buch voll Lebenswahrheiten und kraftvollem Selbstbewußtsein. Ein klassisches Werk unter den Abenteuer- und Reiseschilderungen, zu dem Reichsstaatsabgeordneter Max Winter ein prächtiges Vorwort geschrieben. Von den verschiedensten Teilen der Erde wird von dem „Weltenbummler“ Erlebnisse und Erchautes geschildert. Ungekünstelter Humor ringt selbst dem verbissensten Griesgram ein herzhaftes, befreies Lachen ab. Aber auch ernste Töne verheißt der „Weltenbummler“ anzufragen und greift tief ins Menschengemüt. So führt der Verfasser den Leser über die versteinerten Goldfelder Alaskas, unter die Tropenzone Afrikas und durch die wasserlosen Wüsteneien Australiens. Episoden aus dem Freiheitskampf der Buren, Skizzen aus dem Goldgräberleben usw. fesseln den Leser von der ersten bis zur letzten Zeile. Neben dem gewinnenden Reichtum des „Weltenbummlers“ zieht sich durch das ganze Buch die Überzeugung von der Unbesieglichkeit eines festen Selbstvertrauens. Möge das Buch seinen Weg machen, rastlos wandernd und sich überall gute Freunde erwerben, wie es der Verfasser zeit seines Lebens getan.

Die „Erlebnisse eines Weltenbummlers“ gelangen in circa 15 Lieferungen zur Ausgabe. Preis pro Heft 12 Heller. Moch acht Tage gelangt ein Heft zur Ausgabe. Alle Buchhandlungen und Kolporteurs nehmen Bestellungen an. Sollte die Bestellung auf Schwierigkeiten stoßen, wenden man sich direkt an die Volksbuchhandlung Ignaz Brand u. Co., Wien IV/1, Gumpendorferstraße 18.

„Mit roten Brillen“ vor den Augen guckt Hans Bernauer, der bekante und beliebte Arbeiterhumorist, in die Welt. „Mit roten Brillen“ betitelt sich die Sammlung erster und weiterer Vorträge für gefellige Arbeiterkreise, die er eben im Verlag der Wiener Volksbuchhandlung hat erscheinen lassen. Mit echtem Humor und mit beisehendem Hohn geißelt Bernauer in Versen und in Prosa die Schwächen der heutigen Gesellschaft. Er erweckt herzerquickendes, befreies Lachen, aber er ruft auch zum Streik wider alle unsere Feinde. Das gut ausgestattete Büchlein, das 64 Seiten zählt, zerfällt in folgende Kapitel: Mund ums ganze Jahr — Aus dem schwarzen Sumpf — Militärische Kuriosa — Im Fluge um die Welt — Mit dem Dreißigstel. Den Freunden gesunden Humors und überden Spottes, den Vorlesern in den Arbeiterorganisationen wird das Büchlein, das nur 60 Heller kostet, willkommen sein. Wo diese Neuerscheinung ausnahmsweise bei unseren Parteikolporteurs und Buchhandlungen nicht zu haben sein sollte, da empfiehlt sich die Einsendung von 0,70 K. in Briefmarken an die Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand u. Co., Wien IV, Gumpendorferstraße 18, worauf sofortige Frankozusendung erfolgt.

Deutsche Arbeiter-Sängerzeitung. Organ des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes. Erschienen ist Nr. 58. Inhalt: Die Gelatonehe; Das Urheberrechtsgesetz (3); Praxis der Chorführerschule; August Bebel; Aus den Mitgliedschaften; Allgemeines; Bekanntmachungen; Mitteilungen aus den Gauen.

Die sozialistischen Monatshefte, redigiert von Dr. J. Bloß (Administration Berlin W., Potsdamerstr. 121 h), die bekanntlich alle 14 Tage erscheinen, haben soeben das 21. Heft ihres 19. Jahrganges erscheinen lassen. Aus seinem Inhalt heben wir hervor: Willen Hubert Bliegen, Mitglied der holländischen Abgeordnetenkammer: Die Ministerfrage und die Sozialdemokratie in Holland. — Edward Bernstein, Mitglied des Reichstags: Von Dresden nach Jena. — Ernst Beilmann: Parteijugend. — Dr. Arthur Schulz: Die sozialdemokratische Agrarstudienkommission und das landwirtschaftliche Betriebsproblem. — Wally Zehler: Hedwig Dohm. — Staatssozialismus von E. Fischer. — Philosophie von Dr. R. Lutz. — Als Beigabe bringt das Heft ein Porträt von Hedwig Dohm, nach einer alten Photographie (ums Jahr 1863). Der Preis des Heftes beträgt 50 Pfg., pro Quartal (6—7 Hefte) 3 Mk. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, auf jeden Postanstalt, bei allen Kolporteurs, in den Klößen sowie direkt vom Verlage der sozialistischen Monatshefte Berlin W. 35, Potsdamerstr. 121 h. Zusendung unter Kreuzband oder in geschlossener Kiste. Probehefte stehen auf Verlangen jederzeit kostenfrei zur Verfügung.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 51. Karlsruhe, Dienstag den 21. Oktober 1913. 33. Jahrgang.

Herbstfäden.

Gelbe Birkenzweige wiegen
Sich im milden Sonnenlicht,
Feine weiße Fäden fliegen
Wir um Hände und Gesicht.
Wir dir alles heut verzeihen
Rechtlicher Marienzwirn,
Bist wie Lieblings Schmelereien,
Lanzend um die Sorgenstirn.

Zwei Welten.

Herbstbilder.
Malkalter Nebel. Der frühen Morgenfonne fehlt die Kraft, sie zu zerreißen.
Geschäftiges Leben löst überall. In das Rasteln von Rädern mischt sich das Keuchen eines Schlepptampfers. Eine Sirene blüht warnende Signale aus. Aber nichts ist zu sehen.

Da taucht aus dem trübenden Grau Bewegung auf: gepfeifert hastig hüpfen auf schwankendem Grunde Gestalten hin und her. Sie schieben gebeugten Rückens Karren vor sich her, die sie mit schnellem Ruck in wartende Luftwagen entleeren. Dann eilen sie schnellen Laufes zurück zum stillliegenden Schiffsungeheuer, aus dessen Bauche andere noch bleichere Gestalten die Kohlen heraufwerfen.

Da gibts kein Galten und Raffen. In gleichem Tempo gehts auf und nieder. Der Hintermann treibt den Vordermann. Der Pulsschlag der Arbeit beflügelt die Schar. Schon will der Wind weitergleiten. Da was hüßt dort um Laufbretter und Wagen wie Kobolde flink und emsig? Ein Springen und Widen und Duden und Spähen. Kinder sind es, barfüßige Kinder. Von dem Mangel und der Kälte dabeim getrieben, sammeln sie Kohlenplitter und Kohlenstaub.

In Säcken und Körben wird der armselige Reichtum nach Hause getragen. Scheu blicken sich die kleinen Gestalten um. Wie Angst vor den Verfolgern spricht es aus ihren Augen.

Da, bei dem wackligen Wägelchen steht ein kleiner Knirps und paßt auf, daß der „Mann“ nicht kommt. Fünf hüpfen die kleinen Gestalten zwischen Wagen und Wägelchen hin und her. Nun ist dieses zur Hälfte gefüllt. Schnell das kleine Brüderchen oben darauf. Dann geht es eilends nach Hause.

Wie wird sich die Mutter freuen, wenn sie das kleine Dachstübchen, das kalt der Herbststurm schüttelt, etwas wärmer machen kann.

Schon glauben die Kleinen sich in Sicherheit, da — hastet mit wildenden Blicken quer über die Wiese der „Mann“. Es ist unmöglich, ihm zu entfliehen. Verzweifelt und weinend bleiben die Kinder mit ihren Wägelchen stehen.

„Verfluchte Wande! Wollt ihr wohl gleich das Zeug zurückschaffen! Ich werde euch lehren Kohlen stehlen!“
Schluchzend ziehen die Kinder das Wägelchen zurück und was sie mühsam und unter Heraklopfen gesammelt, schütten sie nun dem großen Saufen hinzu, der wie ein riesiges schwarzes Ungeheuer im Nebel lagert. In eisiger Ruhe schluckt dieses das Opfer der weinenden Kinder.

Schimpfend steht der „Mann“ dabei: „Wenn ich euch noch mal ertwicke, hole ich den Gendarmen!“

Währenddem haben die bleichen Gestalten dort oben in gleichmäßigem Tempo Karren des schwarzen Goldes aus dem ungeheuren Schiffsbauche heraufbefördert. Die Kinder aber ziehen traurig und fröstelnd mit ihrem leeren Wägelchen nach Hause in die kalte Stube.

Ehe sie zur Schule gehen, hat der Spätherbst sie schon um eine bittere Erfahrung vom heiligen Eigentum und von Menschenfreundlichkeit reicher gemacht.

In melancholischem Selbstvergessen ruht der Park. Die gewaltigen Baumriesen strecken leer und verzweifelt die Arme gen Himmel.

Nur die lebensstarke Erde hält ihr in der klaren Herbstsonne rötlich erglühendes Kleid noch fest. Massen von dürrer Raub decken den Boden, und mit starkem Duft verabschiedet sich das Leben.

Auf dem nahen See ziehen Schwäne gleichmütig Kreise, Ihre junge Nachkommenschaft hat schon ein dickes Federkleid, dem Winter zu trocken.

Der Vögel Gesang ist verstummt. Nur eine Amsel hüpfst verstoßen, nach Würmern suchend. Rasch verschwindet sie unter leuchtenden Astenbeeten.

Auf der schmurgeraden Hauptallee faust ein Auto. Ein Schwarm dürrer Blätter wirbelt wie toll hinterher, die letzte Gelegenheit zum Leben erhaschend.

Auf dem Reitweg folgt ein Trupp eleganter Reiter und Reiterinnen auf wohlgenährten tänzelnden Pferden. Wie trefflich mundet das Frühstück nach solchem Morgenritt.

Ein Zug junger Damen in sittsamer Ordnung kreuzt den Weg. Aus feurigen Augen glüht Begehrtsucht. Man unterhielt sich von Ball und Ballettoiletten, von Musik und Theater und denkt dabei an junge Männer, an den Erlöser aus schulmeisterlichen Banden des Pensionats und den Erfüller heimlicher Wünsche. Wird er sich in dem Festtrubel des kommenden Winters zeigen?

Simba-Simba.

Von A. Franz.

Simba-Simba ist ein kleiner Dvambo-Negerknabe. Oder vielmehr: er war es. Denn erstens ist er längst erwachsen und zweitens wurde er vor zwei Jahren aufgehängt. Als Fünfjähriger kam er zu Pfarrer Manegold, Missionar in Malutani, weil seine Eltern irgendwie verhungert waren. (Andere behaupten, sie wären verdurftet, aber das ist eine gemeine Lüge, denn Wasser war da reichlich.) Bei Manegolds lernte der kleine Dvambo Religion, Deutsche, Religion, Schreiben, Religion, Rechnen, Religion. Als er das alles gelernt hatte, war er schon ziemlich erwachsen. Pfarrer Manegold hatte ihn nur in Bibel, Katechismus und Gesangbuch lesen lassen. Darum kannte Simba-Simba diese Bücher von vorn bis hinten. Fast besser als der Pfarrer selber. Denn manchmal, wenn Pfarrer Manegold so ein recht frommes Wort anführte, hielt ihm Simba-Simba ein anderes, nicht minder frommes, entgegen. Als einmal die Basutos einen Aufstand gemacht hatten und besiegt waren, hielt man strenges Gerächt über sie. Missionar Manegold las beim Frühstück der versammelten Familie aus den Kolonial-Nachrichten vor, wieviele Basutos auf der Flucht erschossen worden waren, wieviele man nachher aufgehängt hatte und so weiter. Simba-Simba machte wohl ein nachdenkliches Gesicht, denn der Pfarrer sagte zu ihm: „Ja, mein Junge: Auge um Auge, Zahn um Zahn!“

Der Dvambo nickte und antwortete in fragendem Ton: „Liebet eure Feinde. Segnet, die...“

„Ach was, das paßt ja gar nicht hierher!“
Während sich alle an die Tagesarbeit machten, fuhr Pfarrer Manegold fort: „Salte dich mehr an die zehn Gebote, mein Junge. Da kann man nie fehlgehen. Du kannst sie ja auswendig.“

Einige Zeit nach diesem Vorfall traf es sich, daß Pfarrer Manegolds Bruder, ein großer Kaufmann, in die Heimat, in das Mutterland, zurückreisen wollte und einen Boy

suchte. Der Missionar bot ihm den jungen Simba-Simba an, und sie wurden einig, daß er den Kaufmann begleiten sollte. Auch Simba-Simba war damit gerne einverstanden, wenn man ihn auch nicht gefragt hatte.

Weim Abchied wies der Missionar den jungen Dvambo noch einmal auf die zehn Gebote hin. „Du wirst sie brauchen können dort drüben. Es mangelt da nicht an Anfechtungen. Und für den Fall, daß dich — vielleicht durch den Klimawechsel — dein Gedächtnis im Stich läßt, habe ich dir die zehn Gebote auf diese beiden kleinen Täfelchen geschrieben. Du weißt, so ähnlich, wie Gott dem Moses die Gesetzestafeln gab.“

Außerdem bekam Simba-Simba noch den Segen. Nach dreitägiger Reise langten sie an der Küste an, gingen zu Schiff und fuhren ab nach dem Mutterlande. Auf dem Schiff war auch ein Trupp Kolonialsoldaten, der nach Hause befördert wurde. Ein Leutnant und ein Unteroffizier ließen die Mannschaft täglich exerzieren. Simba-Simba sah mit Interesse zu. Besonders erregten seine Aufmerksamkeit die Glieder der Vorgelegten, die er lange nicht verstanden konnte, bis ihm ein Matrose die Sache deutlich machte. „Simmelhergottsfakrament“ war der häufigste Fluch.

Simba-Simba war sprachlos. Den ganzen Tag ging er in tiefen Gedanken an Deck umher. Abends fielen ihm die Gesetzestafeln von Missionar Manegold in die Hand. Er las sie durch. Jedes Gebot hatte seine Nummer. Das zweite hieß: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen, denn der Herr wird den nicht unstraf lassen, der seinen Namen mißbraucht.“

Simba-Simba sagte: „Gilt nicht mehr“ — und strich Nummer zwei durch. Und er dachte bei sich: Pfarrer Manegold ist lange nicht von Malufanski fortgewesen, da weiß er nicht, was sich geändert hat. Ich werde es ihm erzählen, wenn ich wiederkomme.

Als der Sonntag kam, blieb das Schiff zum Erstaunen des Dvambodieners nicht liegen. Die Heizer arbeiteten weiter, und als sie am Nachmittag einen Hafen anliesen, wurden Kohlen genommen. Die Trimmer arbeiteten sechs Stunden in der Mittagssonne und am Abend ging das Schiff wieder in See. „Gm“ sagte Simba-Simba und strich Nummer drei aus: „Du sollst den Feiertag heiligen.“

Ein paar Tage später kamen sie im Mutterlande an. In der Hafenstadt unternahm Simba-Simba mit Erlaubnis seines Herrn, des Großkaufmanns, einen Spaziergang. Seine kräftige Gestalt erregte Aufsehen. Ein Mann machte sich an ihn heran, bot ihm viel Geld, wenn er recht freundlich sein wolle mit ein paar Damen, sehr vornehmen Damen. Aber er mußte versprechen, reinen Mund zu halten, denn die Damen wären aus der besten Gesellschaft und dazu verheiratet. Der Dvambo verstand nicht alles, aber doch genug. Er dachte an Pastor Manegold und sagte: „Du sollst nicht ehebrechen.“ Da lachte der Herr und führte den Nigger in ein feines Weinlokal mit separierten Zimmern. Dort zeigte er ihm mehrere Herren, die mit aufgeputzten Damen scherzten und erklärte ihm, was das bedeutete. „Die Männer dieser Damen machens nicht besser,“ sagte er. Da zog der Dvambo das zweite der Täfelchen aus der Tasche und strich das erste der fünf Gebote aus, die darauf standen. „Auch geändert,“ sagte er und ging mit dem Manne und war sehr freundlich zu den Damen.

Von dem Gelde, das sie ihm gaben, kaufte sich Simba-Simba unter anderem ein paar Bücher. Dabei waren auch die gesammelten Reden des Mannes, der über das Land herrschte. Simba-Simba las sie zuerst, denn Pfarrer Manegold hatte ihm viel Gutes von diesem Manne erzählt. Simba-Simba traute seinen Augen nicht, als er in einer dieser Reden folgende schöne Sätze fand: „Es kann vorkommen, daß ich euch befehle, eure eigenen Verwandten, Brüder, ja Eltern niederzuschließen — was Gott verhüten möge. Aber auch dann müßt ihr meine Befehle ohne Murren befolgen.“

Sollte er sich irren — oder wie war es mit den Geboten? Simba-Simba suchte sie schnell herbor. Er las, staunte und strich die Nummer vier durch.

Ein paar mal reiste Simba-Simba mit seinem Herrn in das Innere des Landes. Die Gesetzestafeln nahm er

immer mit. Aber alle Tage mußte er kopfschüttelnd ein Gebot austreichen. Wunderlich, wie schnell sich die Zeiten geändert hatten! Wenn das Pfarrer Manegold müßte! Da müßten zuerst die Nummern neun und zehn fallen. Simba-Simba sah, wie sie sich nach allem gelüsten ließen und sich alles abzurufen und abwendig zu machen suchten. Beim siebenten Gebot schwankte er eine Weile, denn es kam doch täglich vor, daß jemand wegen Diebstahls bestraft wurde. Also galt dieses Gebot doch wohl noch. Aber bald sah er seinen Irrtum ein. Sein ungebildetes Gehirn fand, daß es auch ein Stehlen gebe, das allerdings anders hieß und nicht bestraft, sondern von Erfolg und Ansehen gekrönt wurde. Er strich Nummer sieben auch.

Jetzt war der Dvambo nur noch neugierig, ob wohl die übrig bleibenden Gebote richtig wären. Mit dem achten war er auch bald fertig; es waren gerade Wahlen, und die Leute verleumdeten einander in einer Weise, daß Simba-Simba fast erröte. Er zog sich von der Politik zurück und beschäftigte sich mit den Wissenschaften. So oft er freie Zeit hatte, las er in einem Buche.

Die zweite Gesetzestafel hatte er fortgeworfen, sie war erledigt. „Durch die Zeitereignisse überholt,“ hatte er konstatiert, weil ihm dieser Satz in einer Predigt sehr gefallen hatte. Aber die erste hatte er noch. Eines Tages lag Simba-Simba für Not an, rühmen. Herr und las. Es war Werttag, aber warum sollte man da nicht faulenz, wenn man anderwärts am Feiertag arbeitete? Nummer drei galt ja nicht mehr. „Durch die Zeitereignisse überholt,“ sagte Simba-Simba vor sich hin und gähnte. Er las in einem Buche, das von einem Universitätsprofessor geschrieben war, der wieder andere Professoren zu Zeugen anrief, daß Gott nicht existiere. Simba-Simba sagte gerade Aha! und wollte die ersten Gesetzestafeln hervorholen, da hörte er Stimmen aus dem Arbeitszimmer seines Herrn. Der hatte Besuch von einem anderen Kaufmann; beide stritten miteinander. Simba-Simba horchte an der Tür. Kaufmann Manegold schrie heftig: „Ach, Sie, mit Ihrem lieben Gott! Lassen Sie doch solche Albernheiten aus dem Spiel! Wir reden hier vom Geschäft und nicht von Ihrem lieben Gott!“

Simba-Simba war gar nicht erstaunt. Er zog jetzt wirklich die erste Gesetzestafel herbor und strich Nummer eins durch. War also auch erledigt. O, dieser Missionar, dieser Lügner! Simba-Simba fluchte Himmelhergottsfakrament, stahl seinem Herrn noch in derselben Nacht, soviel er konnte, vertünchte seine Eltern, brach in der Hafenstadt noch ein halbes Dutzend Ehen, redete falsches Zeugnis über alle Leute, die er kannte, ließ sich nach allem gelüsten, machte einem Manne seinen Paß abspenstig und ging an Bord eines Schiffes. Er wollte nach Malufanski. Denn er hatte bei sich beschlossen, daß das fünfte Gebot auch keine Geltung mehr haben sollte, wenn alle anderen falsch geworden waren. Außerdem dachte er an die getöteten Basutos. Simba-Simba kam glücklich in Malufanski an, schlug den Missionar Manegold tot und steckte ihm die erste Gesetzestafel in den Mund. Auch Nummer fünf war ausgestrichen und auf die Rückseite hatte er geschrieben: „Durch die Zeitereignisse überholt!“

Als man ihn festnahm, gestand er alles und bat, man möge ihn recht schnell töten. Nummer fünf sei auch erledigt.

Sein Wunsch wurde erfüllt. Man hängte ihn gleich am anderen Tage, nachdem man ihm noch 50 Reichthümehiebe gegeben hatte — mit Rücksicht auf sein freches Geständnis sowie auf die an den Tag gelegte Mordtat, Grausamkeit, Bestialität und Undankbarkeit gegen seinen Erzieher. An der Stelle des getöteten Pfarrers Manegold aber brachte ein anderer Gottesmann den jungen Regern die zehn Gebote bei.

Die Gedächtnisstärke bedeutender Männer.

Durch Anlage und Übung wird das menschliche Gedächtnis zu Leistungen befähigt, die oft aus Unbegreifliche grenzen. Besonders zeichnen sich hervorragende Forscher auf manchen

Wissenschaften, wie etwa dem der Naturwissenschaft, durch eine verblüffende Gedächtnisstärke aus. Sie ist meistens auch Vorbedingung für ihre fruchtbarste Arbeit in den Geisteswissenschaften, in der Botanik und Zoologie, der Chemie und Physik gewesen, weil alle diese Wissenschaften eine unendliche Fülle von Einzelheiten aufweisen, deren Kenntnis der Forscher in seinem Gehirn festlegen muß, will er einen auch nur oberflächlichen Ueberblick über den zu bearbeitenden Stoff erhalten.

In der Frankfurter „Mensch“ veröffentlichte Dr. Ernst Schulze einige interessante Beispiele besonders vorzüglicher Gedächtnisse. Der berühmte schwedische Botaniker Linne besaß ein phänomenales Gedächtnis für Pflanzennamen und Formen. Charles Darwin stapelte in seinem Gehirn eine unübersehbare Fülle von zoologischen und entomologischen Einzelthaten auf, die ihm dann zur Entwicklung seiner Theorien führten.

Thomas Carlyle, dem „besten Blanderer“ Englands, ermüdete sein ungemein scharfes Gedächtnis, sich eine Unsumme verschiedenartigster Kenntnisse anzueignen, die ihn zu einem der weitblickendsten Historiker seines Landes machten. Auch Macaulay verfügte über ein erstaunliches Gedächtnis. Er konnte viele Seiten aus Büchern, die er gelesen hatte, wortgetreu aus der Erinnerung wiedergeben!

Sehr viele unserer großen Musiker konnten sich eines vortrefflichen akustischen, eines Gedächtnisses für Noten, rühmen. Als Mozart in seiner Jugend eine hohe Messe Palestrinas in der Sixtinischen Kapelle des Vatikans gehört hatte, schrieb er sie in seiner Wohnung notengetreu aus dem Gedächtnis nieder, zum großen Verger des damaligen Papstes, der sie sich zu seinem Hausgebrauch reserviert hatte. Die größeren Werke Haendels hatten sich Mozarts Gedächtnis so fest eingepreßt, daß er sie mit absoluter Sicherheit aus dem Kopfe dirigieren konnte. Freilich aber hat er auch sein Leben lang auf eine systematische Pflege und Stärkung seines Gedächtnisses gehalten und es so zur Vollkommenheit gebracht.

Wahrhaft verblüffend war auch das akustische Gedächtnis des berühmten Wagnerdirigenten und Klaviervirtuosen Hans von Bülow. Man hat gesagt, daß, wenn ums Jahr 1880 plötzlich alle Musikstücke der Welt verloren gegangen wären, dies keinen Verlust für die Kunst bedeutete hätte, weil Bülow imstande gewesen, alle wirklichen Meisterwerke der Musik notengetreu wieder niederzuschreiben! Bülow dirigierte alle Wagner-Opern aus dem Kopfe, ohne nur einen Blick in die Partitur zu werfen. Sämtliche Sonaten Beethovens vermochte er aus dem Gedächtnis zu spielen usw.!

Auch Goethe hat ein sehr starkes Gedächtnis besessen! Das zeigt z. B. seine Autobiographie „Dichtung und Wahrheit“. — Aus meinem Leben.“ Er distillierte sie im späten Alter seinem Sekretär in kurzer Zeit, und alle Ereignisse und Gegenstände, die er in den Kreis seiner Betrachtungen zog, sind mit außerordentlicher Wahrheitstreue wiedererzählt und beschrieben.

Sehr oft freilich läßt das Gedächtnis bedeutender Gelehrter und Künstler, zum Teil wegen Ueberanstrengung, zum Teil aus natürlichen Gründen nach. Feinliche Ordnungsliebe, die Gabe der Zusammenfassung sowie Vergegenständlichung und Geistesgegenwart helfen ihnen dann über ihre Schwäche hinweg, ohne daß sie in ihren Werken zu spüren ist.

Die Sonne als Störenfried bei der Funkentelegraphie.

Solange man sich der elektro-magnetischen Wellen zum gleichen Umfange bedient, weiß man, daß man unter sonst gleichen Umständen am Tage lange nicht so weit telegraphieren kann, wie in der Nacht, daß überhaupt auch Störungen im funkentelegraphischen Betriebe am Tage viel häufiger eintreten. Die Physiker waren natürlich schnell mit Erklärungen bei der Hand, die sich aus unseren Anschauungen über die atmosphärischen und die elektrischen Erscheinungen ergeben. Man konnte es schon glauben, daß die Sonne der Störenfried ist, denn unter ihrem Einfluß werden die Luft, die in ihr jahwebenden Staubteilchen und Wassertropfchen mit Elektrizität aufgeladen, sodas die Leitfähigkeit der Luft stark zunimmt und die von den Sendebühnen ausgesandten elektrischen Wellen

zum Teil abgelenkt werden und den Empfangsapparat nicht so kräftig erreichen. Man muß also am Tage viel stärkere Wellenstärke in den Raum hinauswerfen, um noch Zeichen nach einem weit entfernten Orte geben zu können, als in der Nacht, man verbraucht mehr Energie. Ob nun die Sonne in der Tat der Störenfried ist, kann man natürlich durch den Versuch nicht feststellen. Denn am Tage ist eben die Sonne immer über dem Horizont, nur in einem Falle könnte man einen derartigen Versuch ausführen, nämlich bei Gelegenheit einer Sonnenfinsternis. Dann herrscht zwar Tag, aber die Sonne ist doch abgeblendet und kann ihren störenden Einfluß in dem beschatteten Gebiete nicht ausüben. Einige Physiker haben daher die letzte Sonnenfinsternis am 17. April 1912 zu solchen Untersuchungen benutzt. Als Versuchsorte dienten Graz—Paris und Marburg—Paris. Bei hellem Tageslicht werden die vom Eiffelturm ausgehenden elektrischen Wellenzüge in Graz fast kaum wahrgenommen, weil sie auch noch durch die dazwischengelagerten, etwa 3000 Meter hohen Ausläufer der Dolomiten daran gehindert werden. Bei Nacht aber kommen die Pariser Zeitsignale in Graz fast ebenso stark an wie in Marburg. Die Beobachtungen bei der Sonnenfinsternis ergaben nun in der Tat, daß in Marburg die Stärke der ankommenden elektrischen Wellen direkt von der Sonne abhängig war. Dasselbe zeigte sich in Graz trotz der wegen des schlechten Wetters erheblichen atmosphärischen Störungen. Die Erklärung der Physiker war also richtig: die Ausbreitung der hergehenden Wellen wird durch die über dem Horizont stehende Sonne deshalb beeinträchtigt, weil diese die Atmosphäre immernährend elektrisch auflädt.

Für unsere Frauen.

Verdohne dein Kind mit Most! „Meine Kinder bekommen keinen Alkohol, sie trinken nur ihren Most“, hört man vielfach, besonders auf dem Lande, sagen. Wie verkehrt diese Ansicht ist, geht aus nachstehenden Zahlen klar hervor. Reiner Apfel- oder Birnenmost enthält 4½ bis 6 Proz. Bier dagegen 2½ bis 6 Proz. Alkohol. Wenn nun auch — besonders in schlechten Obsterjahren — dem Saft reichlich Wasser zugefügt wird, so ist in dem sogenannten Haus-trunk immer noch genügend Alkohol vorhanden, um in größeren Mengen oder regelmäßig genossen, den zarten Organismus des Kindes schädlich zu beeinflussen und allmählich zu gerühten. Ärzte und Erzieher sprechen sich auch unabweisend dahin aus, daß der Genuß von Most ebenso wie der von Bier und Wein — vom Schnaps gar nicht zu reden — für die körperliche und geistige Entwicklung des Kindes schädlich sei, den Verstand schwäche, das Kind im Lernen träge und unmerklich mache, seine Willenskraft mindere und das Wachstum störend beeinflusse. „Willst du aufgeregte, nervöse, frühreife und frühgelebte Kinder, so gib ihnen geistige Getränke und vorwiegend Fleischkost“, schreibt Professor Kausen. „Also fort mit allen alkoholischen Getränken — auch der Most —, damit das heranwachsende Geschlecht nicht durch die Hand der Eltern dem Siedtum und der Entartung zugeführt wird. Milch und Wasser, letzteres unter Umständen vermisch mit Fruchtstücken, sei das Getränk unserer Kinder bis zum 14. Lebensjahr.“

Arsenvergiftung durch Kinderspielzeug. Durch die gewerbehygienischen Bestimmungen ist es gelungen, die früher keineswegs seltenen chronischen Arsenvergiftungen, die infolge von arsenhaltigen Farben, Tapeten oder anderen Gebrauchsgegenständen die Bewohner der Räume überfielen, ganz erheblich zu beschränken. Von großer praktischer Bedeutung ist es nun, daß neuerdings wieder ein sehr hoher Arsengehalt in einem von Kindern beliebten und in neuerer Zeit sehr in Aufnahme gekommenen Spielzeug nachgewiesen worden ist. Es sind dies die ausgepöckelten Hühner und Enten, deren Haut und Federkleid in ausgezeichneter Weise erhalten ist. Diese Erhaltung ist aber erzielt worden, durch Füllung des Balges mit einem stark arsenhaltigen Pulver. So sind in einem Enten-Tierchen enthalten meistens Arsen. So sind in einem Enten-Tierchen bis zu 0,5 Gramm Arsen nachgewiesen worden. Auf diese nicht zu unterschätzende Gefahr macht die Polizeiverordnung in den „Veröffentlichungen des Kaiserlichen Gesundheitsamtes“ aufmerksam. Auch die Hamburger Polizeibehörde hat eine Warnung vor dem Gebrauch ausgepöckelter japanischer